

Joni Eareckson Tada
und Steven Estes

WARUM ICH, GOTT

Trost trotz unbeantworteter Fragen



**SOLID
ROCK**

Inhaltsverzeichnis

	Vorwort zur deutschen Auflage 2023.....	11
	Bevor du loslegst.....	13
Kapitel 1	Mir tut alles weh	19
Teil 1: Wer ist dieser Gott?		
Kapitel 2	Überschäumende Freude	37
Kapitel 3	Der leidende Gott	49
Kapitel 4	Erwartet er wirklich, dass ich leide?	67
Kapitel 5	Große und kleine Prüfungen.....	81
Kapitel 6	Hat der Himmel ein dunkles Geheimnis?	95
Teil 2: Was hat er vor?		
Kapitel 7	Ein paar Gründe	119
Kapitel 8	Die beste Antwort.....	141
Kapitel 9	Dem Leid einen Sinn geben.....	157
Teil 3: Wie kann ich durchhalten?		
Kapitel 10	Der Schrei der Seele.....	183
Kapitel 11	Zufriedenheit erlangen.....	211
Kapitel 12	Wenn Leid bössartig wird.....	235
Kapitel 13	Wenn alles Leid vorüber ist	251
	Bevor du das Buch weglegst.....	273
	Danksagungen	277
Teil 4: Anhänge		
Anhang A	Wie Gott in unser Leid involviert ist	283
Anhang B	Gottes Absichten in unserem Leid	299
Anhang C	Kann Gott Trauer erleben?.....	313

Vorwort zur deutschen Auflage 2023

Du hast es selbst schon durchgemacht. Vielleicht hat ein Wirbelsturm von Prüfungen an deinem Verstand gerüttelt oder eine Depression quält dich so hartnäckig wie ein nicht enden wollendes Fieber. Oder es könnten die permanenten Irritationen chronischer Schmerzen sein, die dich im Griff halten.

Das ist mir neulich Nacht passiert. Da ich an Tetraplegie leide, muss mich mein Mann Ken mithilfe von Kissen auf die Seite legen, damit ich schlafen kann. Als ich spürte, dass die Schmerzen zunahmen, und wusste, dass ich mich in den Nachtstunden allein nicht mehr anders hinlegen konnte, wurde mein Atem kürzer. Ich verdrängte meine Panik und flüsterte Ken zu: „Bete, dass ich den Glauben nicht verliere.“

Ich bin immer wieder erstaunt, wie oft unser Glaube an Gott auf die Probe gestellt wird. Eine eitrige Wunde, ein eingeklemmter Nerv, das langsame, quälende Ticken der Uhr oder der Schrecken, wenn du dich in deinem Kampf ganz allein fühlst. Das habe ich auch schon erlebt. Ich habe Zeiten erlebt, in denen mich Lähmung und Schmerz fast überwältigt haben und mein Glaube kurz vor dem Zusammenbruch stand. Es gab Momente, in denen ich mit tränennassen Augen „Warum, warum?“ wimmerte.

Wo sind die Antworten? Was genau gibt einem in der Bibel Zuversicht, wenn man sich fühlt, als würde man über Glasscherben humpeln?

Wenn man in dieser schrecklich kaputten Welt nach Antworten sucht, dann sollte man eines wissen: Der Gott der Bibel schämt sich nicht zu sagen, dass er uneingeschränkt über das Leid herrscht. Aber allein diese Tatsache verletzt unser Gerechtigkeitsempfinden. Wir sträuben uns gegen die hartnäckige und unbequeme Neigung Gottes, alles unter seine übergeordneten göttlichen Entscheide zu packen, ohne uns zu erklären, warum. Ohne uns seinen Plan zu zeigen.

Wir wollen seinen Plan sehen! Wir wollen einen Gott, der unsere Sicht der Dinge unterstützt, der unser „Komplize“ ist; jemand, mit dem wir uns identifizieren können, solange er das tut, was wir wollen. Wenn er etwas tut, das uns Schmerzen verursacht, dann wird der „Freund-

schaftsstatus“ aufgehoben. Wir schreiben ihn ab, weil er es dann nicht mehr wert ist, dass wir ihm vertrauen. Vor allem, wenn er uns keine „Antworten“ gibt.

So kann ich nicht leben. Ich kann nicht als Gelähmte in meinem Rollstuhl sitzen und den Gott der Bibel einfach ignorieren. Mein Leid ist zu groß dafür. Es *muss* bessere Gründe geben, ihm zu vertrauen – Gründe, die jeden Zweifel, den selbst meine schwierigsten Fragen aufwerfen, übertreffen. Meine Querschnittlähmung wird es mir nicht erlauben, Gott zu ignorieren. Sie hat mich dazu gezwungen, tief in der Heiligen Schrift zu graben, um seine Wege zu verstehen.

Und gerade aus diesem Grund haben mein Freund Steve Estes und ich das Buch geschrieben, das du in den Händen hältst. Ja, Leid ist ein Rätsel, aber es ist kein Rätsel ohne Richtung. Es ist kein Rätsel ohne Erklärung. Ist Gott gut, wenn das Leben schwer ist? Steve und ich sind überzeugt, dass Gott bereit ist, dir überraschende Antworten auf die Fragen in deinem tiefsten Inneren zu geben. Und einige dieser Antworten sind in den Seiten dieses Buches versteckt.

Mein Herz leidet mit jedem, der leidet, und vor allem mit denjenigen, deren Leiden außerordentlich schwer ist. Deshalb möchte ich meinen europäischen Freunden dafür danken, dass sie unser Buch den deutschsprachigen Lesern zur Verfügung stellen. Wenn du darum kämpfst, das „Warum“ zu verstehen, wenn du aufrichtig nach Hoffnung und Hilfe suchst, dann ist *Warum ich, Gott?* dein starker, mutiger Führer durch dein dunkles Tal hin zur frischen Luft echter Hoffnung.

Ja, die folgenden Seiten mögen mit Schmerz gefüllt sein, aber du wirst hier ewige Prinzipien finden, die ein Licht für deinen Weg sein werden. Hab keine Angst, wenn deine Welt aus den Fugen zu geraten droht. Nimm dir einfach eine Tasse deines Lieblingskaffees mit zu deinem Sessel, fang an zu lesen und mach dich bereit, dem Gott zu begegnen, der größer ist als all unsere Fragen ... dem Gott, der gütiger ist, als wir es uns vorstellen können!

Joni Eareckson Tada

Joni and Friends International Disability Center

KAPITEL 2

Überschäumende Freude

Lange bevor es Materie gab, noch bevor der Kosmos seinen ersten Atemzug tat oder der erste Engel die Augen öffnete – als es noch nichts gab, da hatte Gott schon ewig gelebt. Er hatte nicht nur ewig gelebt. Er war schon immer *zufrieden* gewesen. Und was auch immer Gott war, er ist es immer noch und wird es immer sein.

Ein seltsamer Gedanke für uns moderne Menschen. Wer sagt, dass Gott zufrieden ist? Angenommen, es ist wahr – ist das eine gute Nachricht für uns? Immerhin quält sich die gesamte Menschheit mit Schmerzen und Leid. Sollte Gott das alles mit hochgelegten Füßen in einer Hängematte beobachten dürfen? Vielleicht stört dich die Vorstellung von einem zufriedenen, unbeschwerten Schöpfer. Aber das sollte sie nicht. Denn wenn Gott jemanden aus dem Jammertal erretten soll, dann ist es weitaus besser, wenn er nicht selbst darunter leidet.

Nur wenige Menschen glauben heute an einen zufriedenen Gott, nicht einmal seine angeblichen Fans. Man denke nur an die Kamingespräche über 1.Mose, die Bill Moyers im Fernsehen geleitet hat. In der Sendung sitzen Theologen beisammen und diskutieren über das erste Buch Mose. Sieh dir den Gott an, den die meisten von ihnen dort finden! Er ist besorgt, unsicher, kleinlich, eifersüchtig und sogar rachsüchtig. Adam und Eva haben ihn überrumpelt, als sie von der Frucht aßen, und jetzt hat er große Probleme am Hals. Erst kaut er an den Nägeln, dann rastet er aus, er reagiert viel zu heftig und lässt Köpfe rollen. Wahrscheinlich wird er sich am anderen Tag deswegen schlecht fühlen.

Aber die Bibel nennt ihn „den seligen Gott“ (1.Tim 1,11), keinen bedrohten, um Aufmerksamkeit heischenden Gott, sondern den „Seligen und allein Gewaltigen, den König aller Könige und Herrn aller Herren, der allein Unsterblichkeit hat ...“ (1.Tim 6,15-16). Eine Übersetzung lautet sogar „der glückselige Gott“³. Die alten Griechen benutzten das Wort, um damit die Reichen und Mächtigen zu beschreiben – die Ober-

3 American Bible Union Version, zitiert aus Curtis Vaughan, Hrsg. *The New Testament from 26 Translations*, Grand Rapids, MI: Zondervan, 1967, S. 960.

schicht der Gesellschaft – und um ihre Gottheiten zu bezeichnen, die bekamen und tun konnten, was sie wollten. Jesus benutzte dieses Wort, als er sagte: „*Selig* sind die Sanftmütigen ... die Armen ... die Friedensstifter.“ Er meinte damit, dass solche Menschen glücklich sind; wir sollten sie beneiden, sie sind die wirklich Glücklichen.

Das ist das Wort, das die Bibel verwendet, um Gott zu beschreiben. Um genau zu sein, drückt *zufrieden* es nicht deutlich genug aus – Gott ist tatsächlich *glücklich*. Sieht man sich das Gesamtbild der Bibel an, stellt man fest, dass er über allen Maßen glücklich ist. Er kommt nicht einfach irgendwie klar – er ist erfolgreich.⁴

Worüber ist Gott so glücklich? Denk mal darüber nach. Im Gegensatz zu uns mangelt es ihm an nichts. Er wäre derjenige, für den man zu Weihnachten nur schwer ein Geschenk findet. Einmal erinnerte er einige Anbeter, die dachten, sie täten ihm einen Gefallen: „Ich brauche keine Stiere aus deinem Stall und keine Böcke von deinen Weiden. Denn alle Tiere in Wald und Flur gehören mir ohnehin, auch das Vieh auf tausenden von Hügeln“ (Ps 50,9-10*). Keine Lehrer, keine Chefs, keine Trainer, keine Drill-Sergeants, keine Amtsärzte und keine durchgeknallten Typen mit geladener Pistole kommandieren ihn herum, denn „unser Gott ist im Himmel! Alles, was ihm gefällt, das führt er auch aus“ (Ps 115,3*). Er ist nicht im Verzug, hat nie zu wenig Energie, nie zu wenig Einfluss und wartet nie auf die Zustimmung der Bank oder auf eine Baugenehmigung, um seine Pläne zu verwirklichen, denn „niemand kann seiner Hand wehren noch zu ihm sagen: ‚Was machst du?‘“ (Dan 4,32**).

Stell dir die Freude vor, die er an allem haben muss, was er geschaffen hat. Man kennt die Genugtuung im Gesicht eines Kindes, dessen Buntstift-Meisterwerk „Haus mit Baum“ an den Külschrank geklebt wurde. Man weiß, wie man *sich selbst* fühlt, nachdem man das von den Gästen gelobte Abendessen serviert, die überragende Hausarbeit geschrieben, das wunderschöne Blumenarrangement zusammengestellt oder die Unternehmensfusion abgeschlossen hat. Immer wieder bewundern wir den Gehweg, den wir selbst gepflastert haben, das Schiffsmodell, das

4 Jonathan Edwards, ein Autor des achtzehnten Jahrhunderts, hat sich an mehreren Stellen mit dem Thema *Gottes Glück* beschäftigt. Leichter zu lesen ist John Pipers hervorragendes Werk *The Pleasures of God: Meditations on God's Delight in Being God*, Portland, OR: Multnomah, 1991. Dieses bemerkenswerte Werk solltest du dir rasch besorgen.

stolz über das Bücherregal segelt, oder den restaurierten 64er Ford Mustang in der Garage. Wir grinsen von einem Ohr zum anderen, wenn wir Onkel Frank den perfekten Streich gespielt haben. Wie hat sich Robert Frost gefühlt, als er das erste Exemplar seiner gesammelten Werke in der Hand hielt? Oder Michelangelo, als er das letzte bisschen trocknende Farbe in der Kuppel der Sixtinischen Kapelle betrachtete? Was geht Steven Spielberg bei der Premiere seines neuesten Films durch den Kopf?

Alles Kleinigkeiten für Gott. Was glaubst du, was ihn in der Minute durchströmte, nachdem eine Milliarde Galaxien entstanden waren? Mit typischem Understatement erzählt uns die Bibel: „Gott sah, dass es gut war“ (1.Mose 1,18**). Nachdem er sich zurückgelehnt hatte, um das Panorama zu bewundern, ruhte er sich aus – nicht vor Erschöpfung, sondern um den Moment zu genießen.

Das ist Zufriedenheit.

Jede gut gemachte Arbeit ist doppelt befriedigend, wenn jemand da ist, der sie bemerkt. Das gilt auch für Gott. Er erzählte Hiob, dass, als die Fundamente der Erde gelegt wurden, „alle Gottessöhne jubelten“ (Hiob 38,7) und dass sie bei diesem Anblick niederfielen! Ist es möglich, diese himmlische Szene zu begreifen? Bei allem, was Gott je getan hat, vom Anbeginn der Zeiten an:

Tag und Nacht stieg der Weihrauch des Lobes vor ihm auf, aus goldenen Phiolen, die von Geistern gehalten wurden, die sich ehrfürchtig verneigten; die Harfen unzähliger Cherubim und Seraphim priesen ihn unablässig und die Stimmen all dieser mächtigen Heerscharen waren ständig voll Anbetung ... Könnt ihr euch vorstellen, wie süß die Harmonie war, die sich unaufhörlich in das Ohr ... Gottes ergoss?⁵

Welche Freude und Anbetung er genießen konnte! Aber wir haben immer noch nicht darüber nachgedacht, was ihn am allermeisten begeistert.

5 Aus der Predigt „The Condescension of Christ“ in *Spurgeon's Sermons*, Vol. 4, Grand Rapids, MI: Baker, 1989, S. 366-367. Ursprünglich veröffentlicht als *Sermons of Rev. C. H. Spurgeon of London*, New York, NY: Robert Carter & Brothers.

Wenn du Gott wärst, was gäbe es denn überhaupt, was dich noch beeindrucken würde? Schließlich hast du alle und alles erschaffen. Es ist alles wunderbar, ohne Zweifel, aber geringer als du. Ein Gespräch mit einem deiner Geschöpfe, selbst mit dem großartigsten, bedeutet, dass du dich unendlich herablassen musst. Was könnte deinen grenzenlosen Geist wirklich unterhalten? Welche Idee würde dich fesseln? Wessen Gesellschaft würde dich bezaubern? Wessen Charakter und Leistungen verblüffen dich? Wo könntest du Schönheit und Anmut finden, die *dich* verzaubern?

Es gibt nur eine Antwort. Nur ein unendliches Wesen kann ein unendliches Wesen zufriedenstellen. Für Gott kommt der wahre Rausch, wenn er in den Spiegel blickt.

Wo ist dieser Spiegel?

Er liegt in der Dreieinigkeit.

Ewigkeiten vor dem Kosmos, vor den Engeln und vor dem Himmel selbst existierte der eine und einzige Gott in drei Personen. Vater, Sohn und Heiliger Geist. Leugnet man dies, kann man kein Christ sein. Doch um es zu verstehen, müsste man einer der Drei sein.

Deshalb war Gott noch nie allein. Als der Dreieinige schöpft er das Leben, das Sein und den höchsten Genuss von niemandem außer sich selbst. Er erhält seine eigene Existenz aufrecht und entfacht die Flamme seines eigenen Gefühlslebens. Er ist sein eigener bester Freund.

Der Heilige Geist ist der Stille. Obwohl er die gleiche Göttlichkeit und den gleichen Status wie die anderen hat, fließt er auf ewig aus dem Vater und dem Sohn. Seine Aufgabe ist es, den Sohn zu ehren, indem er die Segnungen aus Jesu Tod und Auferstehung auf uns überträgt. Sowohl der Vater als auch der Sohn „senden“ ihn. Der Heilige Geist hat nichts dagegen. Er hat nie etwas dagegen gehabt. Die Drei haben sich auf ewig darauf geeinigt. Es liegt in der Natur des Heiligen Geistes, auf den Sohn zu verweisen. Er weiß genau, wie der Sohn und der Vater denken, und er brennt vor Liebe zu ihnen, denn die Drei sind gemeinsam Gott. Der Vater und der Sohn lieben den Heiligen Geist dafür.

Aber in der Bibel ist es der Sohn, der die Hauptrolle spielt. Er ist Gott, eine absolute Gottheit, die dem Vater und dem Geist in jeder Hinsicht gleichgestellt ist. Der Vater wird nicht müde, mit ihm zu prahlen:

Siehe, das ist mein ... Auserwählter, an dem meine Seele Wohlgefallen hat (Jes 42,1**).

Dies ist mein geliebter Sohn, an ihm habe ich Freude (Mt 3,17*).

Die beiden sind sich so nahe, dass der Sohn „im Schoß des Vaters“ ist, das heißt, sein Haupt auf seiner Brust ruht, wie enge Freunde einst im Nahen Osten, die auf Teppichen um einen niedrigen Tisch lagen (Joh 1,18). Außerdem hat Gott das Universum genommen und an seinen Sohn übergeben: „Alles hat mir mein Vater übergeben“ (Lk 10,22*).

Warum schätzt der Vater ihn so sehr? Weil er sich selbst in seinem Sohn sieht. Seine eigene Vollkommenheit wird darin makellos reflektiert. Der Sohn ist Gott und reflektiert ihn wie ein Spiegel. In ihm sieht Gott die Quelle aller Intelligenz, Großartigkeit und Güte, die es seit Ewigkeit gibt. Wenn wir in den Spiegel schauen, sind wir fast immer enttäuscht. Gott sieht in den Spiegel und ist gefesselt. Um es etwas albern auszudrücken: Wenn der Vater jemals eine Sehnsucht hätte, dann würde sie vom Sohn mehr als erfüllt werden. Das ewige Dreiergespann schwelgt gemeinsam in einem Wirbel gegenseitiger Liebe. Die Dreieinigkeit genießt ein Vergnügen, das für uns unfassbar ist.

Überrascht dich das? Das sollte es.

Aber wie hilft das dem Krebspatienten, der Blut hustet? Oder dem Gefangenen in der Todeszelle? Oder John McAllister, wenn die Ameisen gegen ihn zu Felde ziehen?

Stell es dir so vor. Dein Auto hat eine Panne, hundertfünfzig Kilometer von zu Hause entfernt auf einer Nebenstraße, und du kannst die Panne nicht beheben. Die Kinder auf dem Rücksitz quengeln und sind hungrig. Du hast dein Portemonnaie verlegt. Du läufst einen Kilometer bis zur nächsten Stadt. Unterwegs spürst du, dass eine Erkältung im Anmarsch ist. Von einer Telefonzelle aus rufst du deine Freunde per R-Gespräch⁶ an – keiner nimmt ab. Die Autohäuser sind geschlossen. Du suchst auf der Hauptstraße nach jemandem, der dich zurück zu dei-

6 Anmerkung des Übersetzers: Der Angerufene muss vor Herstellung der Verbindung den Kosten zustimmen.

nem Auto fahren könnte und eventuell einen Blick unter die Motorhaube wirft, dich aber auf jeden Fall an einen Ort bringen könnte, wo du mit deiner Familie warten kannst, bis jemand Geld schickt.

Wen wirst du ansprechen? Den älteren Herrn, der aus dem Beerdigungsinstitut kommt und sich die Tränen abwischt? Die Teenager, die sich auf der anderen Straßenseite gegenseitig wüst anbrüllen? Den Mann mittleren Alters, der aus dem Reihenhaus stürmt und flucht, während er die Tür hinter sich zuschlägt? Die Frau im zerschissenen Mantel, die mit einem schmutzigen Kind im Schlepptau den Bürgersteig entlangschlurft? Oder die beiden Nachbarn auf der Veranda nebenan, die schwatzen und kichern?

Du wirst die Nachbarn auswählen. Warum? Weil die anderen ihre eigenen Sorgen haben – einige von ihnen würden dir vielleicht sogar etwas antun. Aber die Nachbarn scheinen gute Laune zu haben. Gut gelaunte Menschen helfen anderen am ehesten.

Gott, so könnten wir sagen, hat gute Laune. Er ist nicht deprimiert. Er ist nicht auf der Suche nach Leidensgenossen. Er ist kein verbitterter, kosmischer Neandertaler mit dem Finger auf dem Auslöser einer Atomwaffe. *Gott ist überschäumende Freude*. Daher kommt seine Barmherzigkeit. Der volle Tank Liebe, an dem er sich erfreut, schwappt über die Mauern des Himmels hinaus. Er schwimmt in Euphorie und will das mit uns teilen. Und warum? Ganz einfach – wie Gott es selbst ausdrückt: „damit meine Freude euch erfüllt“ (Joh 15,11*).

Aber Gott ist niemandes Wasserträger. Als würdevoller Herrscher über alles teilt er seine Freude zu seinen eigenen Bedingungen. Und diese Bedingungen verlangen von uns, dass wir leiden – in gewissem Maße so leiden, wie sein geliebter Sohn auf Erden gelitten hat. Wir mögen seine Gründe nicht verstehen, aber wir wären wahnsinnig, uns deswegen mit ihm anzulegen.

Er ist in einer unbeschreiblichen Ekstase.

Es ist *alles* wert, sein Freund zu sein.

Okay, Gott ist also gerne Gott. Er genießt es, Gott zu sein. Aber sind wir ihm denn auch wichtig? Sonnenschein auf Hawaii hält den Schneeregen über Boston nicht auf – was ist mit Sonnenschein im Himmel? Es ist allgemein bekannt, dass Verliebte an einem Tisch mit Kerzenschein andere nicht bemerken – das Café will schließen, alle anderen Gäste sind nach Hause gegangen – sie merken es nicht einmal. Auch Gott ist verliebt. Die Dreieinigkeit ist glücklich. Aber wir sind hier unten und ertrinken im Elend. Woher wissen wir, dass er überhaupt an uns denkt?

Weil wir seinen Sohn kennen.

Der Sohn ist „das Ebenbild des unsichtbaren Gottes“ (Kol 1,15*) und „der unverfälschte Ausdruck seines Wesens“ (Hebr 1,3*). „Niemand hat Gott je gesehen. Der einzige Sohn hat ihn uns offenbart, er, der selbst Gott ist und an der Seite des Vaters sitzt“ (Joh 1,18*). Das Folgende klingt flapsig, sollte aber ehrfürchtig zur Kenntnis genommen werden: Macht man ein Foto von Jesus, hat man eine Aufnahme von Gott.

Wie sah Gott aus, als er in unseren Sandalen ging? Er war sympathisch. Die Menschen mochten den Jungen, der mit seinem Vater in der Schreinerei in Nazareth arbeitete. Er war mit Sicherheit ein intelligenter Junge, aber nicht verwöhnt – seine Eltern bemerkten, wie gut er zuhörte. „Und sie gaben alle Zeugnis von ihm“ und „wunderten sich über die Worte der Gnade, die aus seinem Munde kamen“ (Lk 2,51-52; 4,22).

Als er zum Mann wurde, schwamm er gegen ein Leben der Selbstgefälligkeit an wie Lachse flussaufwärts. Sieh dir an, wie Jesus seine Tage verbrachte. Kapitel 1 des Markusevangeliums ist wie eine Dokumentation, ein typischer Tag in seinem Leben. An einem Sabbatmorgen besucht er die Synagoge in Kapernaum am See. Dort speist er hungrige Seelen mit einem Brot, das man nicht kaufen kann. Als er zur Hälfte mit seiner Predigt durch ist, schreit auf einmal ein Verrückter aus der Menge. „Fahre hinaus!“, ruft der Lehrer. Der böse, gehässige Dämon gehorcht sofort und der arme Mann wird wieder gesund. Der Gottesdienst ist zu Ende und nun geht es zu Simons und Andreas' bescheidenem Haus. Aber Simons Schwiegermutter ist bettlägerig und hat Fieber, was damals häufig den Tod bedeutete. Jesus spricht nicht vom anderen Ende des Raumes zu ihr, sondern geht hin, nimmt ihre Hand und hilft ihr auf. Ihre Stirn kühlt sich ab und sie serviert ihnen das Essen.

Die Sonne geht unter. Das bedeutet, dass der Sabbat vorbei und Arbeit nun wieder erlaubt ist – Arbeit wie etwa das Tragen eines Kranken auf einer Bahre zum Haus am Ende der Straße. „Hast du gehört, dass sie heute von du-weißt-schon-wem geheilt wurde?“ Sie kommen und bringen „alle Kranken und Besessenen zu Jesus. Die ganze Stadt war vor dem Haus versammelt, und er heilte viele Menschen, die an den verschiedensten Krankheiten litten, und trieb viele Dämonen aus.“

Doch am nächsten Morgen schleicht er sich in die Dunkelheit hinaus und findet ein ruhiges Feld abseits der Stadt, bevor es jemand bemerkt. Seine Gefährten müssen ihn suchen. Da ist er – und betet wieder. Weißt du nicht, dass alle nach dir suchen?

Das weiß er. Aber: „Lasst uns von hier weggehen in die umliegenden Ortschaften, damit ich auch dort die Botschaft vom Reich Gottes verkünden kann; denn dazu bin ich gekommen.“ So beginnen die selbstlosesten dreieinhalb Jahre, die je gelebt wurden.

Ein Aussätziger wirft sich auf den Boden. „Herr, wenn du willst, kannst du mich rein machen.“ Unter Missachtung aller Vorschriften und natürlicher Abscheu streckt Jesus die Hand aus. „Ich will's tun.“ Der Mann ist schon lange nicht mehr berührt worden. Die kränkliche weiße Haut nimmt wieder Farbe an und der Mann kann nach Hause gehen (Lk 5,12-13).

Eine trübsinnige Menschenmenge strömt durch das Stadttor von Nain. Sie tragen einen toten Mann, den einzigen Sohn seiner Mutter, einer Witwe. Wer wird sich jetzt um sie kümmern? Jesus und die Jünger nähern sich der Stadt. Als die beiden Gruppen aneinander vorbeigehen, bleibt Jesus stehen. Die Leute blicken nervös umher. Er *berührt* tatsächlich die Bahre! Einige in der Menge wollen sich schützend davorstellen. Welches Recht hat dieser Fremde überhaupt dazu? Aber sie kennen weder seinen Willen noch seine Macht, denn „[a]ls der Herr die Frau sah, ergriff ihn tiefes Mitgefühl“. Er spricht zu der Frau: „Weine nicht!“, und dann zu dem Toten: „Steh auf!“ Und dieser tut es (Lk 7,13-14).

Und so verhält es sich auch mit blinden Bettlern, Frauen mit verkrümmtem Rücken und Leuten, denen auf Hochzeiten der Wein ausgegangen ist.

Ein Boot treibt auf dem See Genezareth. Alles ist ruhig, bis auf den Wind, der das Segel flattern lässt. In letzter Zeit waren so viele Leute da, dass der Meister und seine engen Freunde kaum Zeit zum Essen gefunden haben. Also haben sie gemeinsam diesen kleinen Ausflug unternommen. Aber die Menge hat herausgefunden, wo sie an Land gehen wollen, und rennt ihnen am Ufer entgegen. Der Ausflug ist ruiniert, aber „[a]ls Jesus aus dem Boot stieg und die vielen Menschen sah, ergriff ihn tiefes Mitgefühl, denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben. Er nahm sich darum viel Zeit, sie zu lehren“ (Mk 6,34*).

Als die Sonne untergeht, fühlen sich viele Kranke wieder munter, viele Taube hören zum ersten Mal das tägliche Geschwätz, und eines jeden Seele ist erfüllt. Aber ihre Mägen sind leer. „Schick sie weg, damit sie sich etwas zu essen kaufen können“, drängen ihn seine Jünger. Aber er sagt: „Das ist ein einsamer Ort; wohin sollten sie gehen? Welches Essen könnt ihr auftreiben?“ Die Mutter eines Kindes hat ihm ein Mittagessen eingepackt, das es nicht gegessen hat. Jesus schaut in den Korb, sie sprechen ein Gebet und fünftausend Menschen reiben sich den Bauch und müssen sich erst mal strecken, bevor sie nach Hause gehen.

Für wen tut Jesus das alles? Für die gehobene Gesellschaft? Die meisten dieser Leute werden wütend und gehen weg, nachdem sie ihm zugehört haben. Nein, es sind die einfachen Leute, die ihn wirklich mögen – ein paar Fischer, ein Steuereintreiber, zwei junge Frauen und ihr unverheirateter Bruder. Jesus tut alles für Leute, die ein bisschen zu viel Gepäck mit sich herumschleppen. Da war diese Frau mit dem Blutungsproblem – man mag gar nicht darüber reden. Er drängte sich durch die Menge, um ein kleines Mädchen zu erreichen, das im Sterben lag, als die Frau sein Gewand ergriff, in der Hoffnung, nicht bemerkt zu werden. Er dreht sich um und sie fängt an zu weinen, und das erregt Aufsehen! Aber er wird überhaupt nicht böse. „Meine Tochter“, rief er ihr zu, „dein Glaube hat dich gerettet. Geh in Frieden!“ (Lk 8,48*).

Dann war da noch der Typ auf dem Friedhof, der nackt und kreisend umherrannte und dafür sorgte, dass niemand mehr zu Beerdigungen gehen wollte. Aber Jesus wusste, wie er mit ihm umgehen musste, und schon bald hatte der Kerl Kleidung an und saß wie ein Kin-

dergartenkind mit gefalteten Händen am Tisch. Noch nie hatte jemand so sehr darum gebettelt, dass Jesus ihn mitnimmt.

Verurteilte Kriminelle, Fremde, die nicht willkommen waren, Kleinwüchsige mit zu viel Geld, Frauen, die man nur nach Einbruch der Dunkelheit besuchte – das waren die Leute, um die er sich kümmerte. Er wusch ihnen die Füße und ging auf ihre Partys. Aber man hatte nie das Gefühl, dass er sich damit die Hände schmutzig machte. Kinder zerrten gerne an seiner Kleidung und krabbelten auf seinen Schoß. Seinen Zorn sparte er sich für die Selbstgefälligen auf oder für seine Anhänger, wenn sie versuchten, die Kinder zu verscheuchen, oder wenn sie davon sprachen, Feuer auf diejenigen herabzurufen, die seiner Botschaft nicht glaubten.

Das heißt nicht, dass er die Sünde auf die leichte Schulter nahm – kein Straßenprediger in Harlem hat je so anschaulich das Bild eines Schwefelsees gezeichnet. Aber Menschen, denen ihre Fehler leidtaten und die über ihre eigene Schuld entsetzt waren, waren nie zuvor auf so viel Erbarmen gestoßen. Nehmen wir zum Beispiel die Nacht, als Petrus versuchte, im Hof unerkannt zu bleiben, als er Jesus verleugnete und der Hahn kurz darauf krächte. Als Jesus drei Tage später seinen Jüngern mitteilen ließ, dass er auferstanden war, wollte er sichergehen, dass vor allem der niedergeschlagene Petrus die Nachricht erhält: „Geht aber hin und sagt seinen Jüngern *und Petrus ...*“ (Mk 16,7). Später sagte er im Beisein der anderen Jünger voraus, dass Petrus sich eines Tages durch einen tapferen Tod um seines Meisters willen auszeichnen würde.

Er heilte das abgeschnittene Ohr eines Soldaten, der ihn verhaftete. Er rettete die Seele des bedauernswerten Unglücklichen, der neben ihm gekreuzigt wurde. Er ging barmherzig mit den schlimmen Zweifeln des Thomas um, als sie sich am Abend seiner Auferstehung in dem Raum mit der verriegelten Tür befanden. Wie herzerreißend weinte er am Grab eines Freundes und wie einfühlsam sprach er zu den Furchtsamsten unter uns! Er erfüllte in jeder Hinsicht die uralte und heilige Verheißung: „Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen“ (Jes 42,3**).

„Sehr beeindruckend von Jesus“, sagen wir. „Aber was ist mit dem Vater? Für meinen Geschmack hat er ein bisschen zu viel Altes Testa-

ment in sich – all die Blitze und der Donner auf dem Berg Sinai. Er ist im Himmel und freut sich. Aber interessiert er sich für uns?“

Hören wir dazu die erleuchtenden Worte des Gottessohns: „Ich sage euch: Der Sohn kann nichts von sich selbst aus tun; *er tut nur, was er den Vater tun sieht*. Was immer der Vater tut, das tut auch der Sohn“ (Joh 5,19*).

Kümmert es den Vater?! Der Heiler aus Galiläa hat nie einen geknickten Grashalm wieder aufgerichtet, ohne vorher seinen Vater dabei beobachtet zu haben. Jesus war beim Anblick der dicht gedrängten, ahnungslosen Menschenmenge gerührt – aber schon ein Jahrtausend zuvor wurde über Jahwe geschrieben: „Wie ein Vater seinen Kindern voller Güte begegnet, so begegnet der HERR denen, die ihm in Ehrfurcht dienen. Denn er weiß ja, was für Geschöpfe wir sind, er denkt daran, dass wir nur aus Staub gebildet wurden“ (Ps 103,13-14*).

Wir wissen, dass Jesus sich der Waisen erbarmt hat, aber Hosea sagte vom Vater: „[B]ei dir finden die Verwaisten Erbarmen“ (Hos 14,4**). Ja, Jesus weinte am Grab von Lazarus, aber vom Vater erfahren wir: „Der Tod seiner Heiligen wiegt schwer vor dem HERRN“ (Ps 116,15**). Christus verteidigte die Armen, wettete gegen ihre Unterdrückung durch die Reichen und stieß die Tische mit dem schmutzigen Geld im Tempel um – aber schon Jahrhunderte zuvor hatte Jahwe seine Propheten auf eine Gesellschaft losgelassen, die in Dekadenz und Korruption lebte, während sie die Armen unterdrückte und ausnutzte: „Wehe denen, die unrechte Gesetze machen, und den Schreibern, die unrechtes Urteil schreiben, um die Sache der Armen zu beugen und Gewalt zu üben am Recht der Elenden in meinem Volk, dass die Witwen ihr Raub und die Waisen ihre Beute werden! Was wollt ihr tun am Tage der Heimsuchung und des Unheils, das von ferne kommt?“ (Jes 10,1-3**).

Das Lamm Gottes hielt den Schlächtern die Wange hin und bat um Gnade für seine Mörder – aber von Jahwe lesen wir: „Barmherzig und gnädig ist der HERR, er gerät nicht schnell in Zorn, sondern ist reich an Gnade. Nicht für immer wird er uns anklagen, noch wird er ewig zornig auf uns sein. Er handelt an uns nicht so, wie wir es wegen unserer Sünden verdient hätten, er vergilt uns nicht nach unseren Vergehen“ (Ps 103,8-10*).

Es war der Gott des Moses, der Heilige Israels, auf den sich Hesekiels Visionen und Daniels Offenbarungen bezogen, der Israel verbot, die Tauben zu verfluchen oder die Blinden stolpern zu lassen. *Gott* hatte Mitleid mit der in der Wüste schluchzenden Hagar, deren Wasser-schlauch leer war und die einen Steinwurf von ihrem Baby entfernt saß, weil sie sagte: „Ich kann nicht mitansehen, wie der Junge stirbt.“ *Gott* war es, der Hanna einen Sohn versprach, als sie enttäuscht über ihre leeren Arme und ihren leeren Schoß so sehr weinte, dass sie wie betrunken erschien. Er sagt zu jedem, der den Mut hat, zu glauben: „*Der Herr sehnt sich danach, dir gnädig zu sein; er erhebt sich, um dir Barmherzigkeit zu erweisen*“ (3.Mose 19,14; 1.Mose 21,15-17**; 1.Sam 1; Jesaja 30,18**). Aber er sagt auch: „Er hat euch die Gnade erwiesen, nicht nur an Christus zu glauben, sondern auch für Christus zu leiden“ (Phil 1,29*).

Unser Ruf zum Leiden kommt von einem Gott, der unbeschreiblich sanftmütig ist. Wenn wir uns in den schlimmsten Zeiten des Lebens nicht daran klammern, werden wir alles falsch verstehen und ihn hassen.

Doch nun zu etwas über ihn, das noch viel tiefgründiger ist.

KAPITEL 3

Der leidende Gott

Fünf Jahrhunderte vor Christus organisierte Xerxes, König von Persien, die größte Land- und Seestreitmacht, die es je gab, und überquerte die Dardanellen Richtung Europa. Sein Ziel war es, Griechenland für dessen Rolle in einem Aufstand gegen seinen Vater, Darius den Großen, zu bestrafen. Keine Leiden waren zu extrem, sie seinen Untertanen während des Feldzugs zuzumuten – obwohl seine eigene Sicherheit und sein Komfort für ihn an erster Stelle standen.

Fünf Jahrhunderte später überquerte der Sohn Gottes, der König der Könige, selbst die Kluft zwischen Gott und der Menschheit und betrat die Erde. Sein Ziel war, die Strafe auf sich zu nehmen, die seine Geschöpfe für ihre Rebellion gegen seinen Vater, Jehova, verdienten. Bis heute verlangt er von all seinen Anhängern zu leiden, teilweise schwer – aber nur zu ihrem Besten und niemals so schlimm wie das, was er selbst durchgemacht hat.

Beachte den Gegensatz zwischen diesen beiden.

Kurz vor Beginn von Xerxes' Feldzug gegen Griechenland bewirtete Pythios von Lydien, Gerüchten zufolge der zweitreichste Mann der Welt, den König und seine Armee auf die großzügigste Art und Weise. Dann machte er Xerxes ein erstaunliches Angebot: Er bot an, dessen gesamte Kriegskosten zu übernehmen. Der verblüffte König bedankte sich herzlich bei Pythios, lehnte aber ab. Bald darauf suchte der reiche Lyder König Xerxes erneut auf und bat um einen kleinen Gefallen. Alle seine fünf Söhne dienten im Feldzug gegen Griechenland, und er selbst wurde alt – konnte wenigstens der älteste Sohn zu Hause bleiben, sich um den Vater zu kümmern? Der Historiker Herodot berichtet von der Reaktion des Königs:

Xerxes befahl den für solche Aufgaben zuständigen Soldaten sofort, den ältesten Sohn des Pythios zu suchen, seinen Körper in zwei Hälften zu schneiden und diese zu beiden

Seiten der Straße zu legen, damit das Heer zwischen ihnen hindurchmarschieren konnte. Der Befehl wurde ausgeführt.

Und nun begann, zwischen diesen beiden Leichenteilen des jungen Mannes, der Vormarsch der Armee.⁷

Das war typisch für den persischen König – eine kleine Störung im Ablauf, eine schnelle Entscheidung vor dem Mittagessen. Alles an einem Tag. Dennoch prahlte er damit, dass seine Expedition „zum Nutzen aller meiner Untertanen“ sei.

Betrachte nun den Sohn Gottes. Sein sanftes Reich wird in den vier Evangelien beschrieben. Wir sollten deren Seiten nicht zu schnell umblättern – dann werden uns diese Szenen noch viel mehr zu sagen haben. Lass uns nicht einfach in den Raum hineinplatzen, wo Jesus mit seinen Jüngern sitzt. Sehen wir uns seine Herrschaft erst einmal durch das Schlüsselloch an. Gehen wir etwa zwanzig Jahrhunderte zurück, bevor Jesus kam, und sehen wir uns an, was dazu führte, dass Gott Mensch wurde – sehen wir uns an, was sein Kommen vorhersagte – was schon auf die Art seiner Herrschaft hindeutete. Lass uns also beim ersten Buch Mose beginnen.

In 1. Mose 15 erscheint Gott Abraham⁸. Er verspricht ihm einen kleinen Sohn und mehr Urenkel, als Abraham Sterne am Himmel erkennen kann. Aber der Bart des Nomaden ist nicht mehr so dunkel wie einst, und die Hebamme hat ihn noch nie aus dem Zelt gescheucht, heißes Wasser und Handtücher zu holen. Gott verspricht ihm auch ein Land, und zwar genau das, wo er sich befindet, als er mit Gott spricht. Aber dort leben bereits andere Menschen. Wie kann sich der alte Hirte denn bei diesem Versprechen sicher sein?

„Und er [Gott] sprach zu ihm: Bringe mir eine dreijährige Kuh, eine dreijährige Ziege, einen dreijährigen Widder, eine Turteltaube und eine andere Taube. Und er brachte ihm dies alles und zerteilte es in der Mitte und legte je einen Teil dem andern gegenüber“ (1. Mose 15,9-10**).

7 Herodot, *Histories*, New York, NY: Penguin, S. 459.

8 Wir nennen ihn Abraham, um Verwechslungen zu vermeiden. Eigentlich hieß er zu dieser Zeit noch Abram.

Die Sonne geht unter. Abraham schläft unruhig ein. Eine Schwärze, dunkler als die Nacht, legt sich über ihn und eine tiefe Furcht überkommt ihn. Es ist Gott, der sich nähert. Diesmal wiederholt der Herr sein Versprechen mit noch feierlicheren Worten als zuvor. Doch es sind zunächst nur Worte. Aber schau! Ein kleiner Ofen erscheint – wie die damals üblichen Brotbackformen aus Steingut, in denen Kohlen glühen und wo der Teig von außen angedrückt wird. Eine brennende Fackel erhebt sich aus dem Inneren des Ofens. Abraham erschauert – er spürt, dass Gott im Ofen und in der Fackel ist. Der Herr ist dabei, „einen Bund zu schließen“⁹. Nachdem er Abraham etwas versprochen hat, wird er sich nun mit Ketten daran binden, die nicht reißen können. Ofen und Fackel erheben sich von selbst und bewegen sich auf die Tierkörper zu. Abraham kann nicht glauben, was er sieht. Der Schreckliche, der so groß ist, dass er Abraham nicht einmal seinen Namen gesagt hat, geht zwischen den blutigen Fleischstücken hindurch. Er spricht durch sein Handeln. „Wenn ich mein Wort an dich und deine Nachkommen nicht halte“, sagt er, „werde ich mich selbst wie diese Tiere machen – *ich werde mich in zwei Teile sägen.*“

„Wie bitte?“, würde Xerxes sagen, wenn er das hören würde.

Aber es gab keinen Grund zum Sägen. Der Herr hielt sein Wort. Abraham bekam einen Jungen, der wiederum einen Jungen bekam, der am Ende jede Menge Söhne hatte, die alle nette jüdische Mädchen heirateten – und schon bald gab es ein Israel. Gott trug das Volk von seiner Entstehung an, „wie ein Vater seinen Sohn trägt“. Als Ägypten sie versklavte, „hörte er ihr Stöhnen“ und „war besorgt um sie“. Er liebte sie und schrieb ihre Namen in seine Hand. Er gab ihnen das Land, das er Abraham versprochen hatte. Als sie in Not gerieten, eilte er ihnen zu Hilfe, weil er sich an ihnen „erfreute“ und „Israels Elend nicht länger ertragen konnte“. Er „ließ sie Barmherzigkeit finden bei allen, die sie gefangen hielten“. Sie waren seine „Schafe“, seine „Ehefrau“, sein „Erbe“ – „sein Augapfel“, „das Volk, das ihm am Herzen lag“. Eher würden Mütter ihre Säuglinge vergessen, als dass er sie vergessen würde – das schwor er.¹⁰

9 Anmerkung des Übersetzers: Wörtlich bedeutet die Formulierung „einen Bund schneiden“ (aufgrund der zerteilten Tiere).

10 5.Mose 1,31; Jes 46,3; 2.Mose 2,24-25; Ps 44,3; Jes 49,16; Ps 149,4; Ri 10,16; Ps 106,46; Jer 23,1; Hes 16,32; Ps 28,9; Sach 2,8; Ps 148,14; Jes 49,15.

Aber sie haben ihn vergessen. Und das, obwohl er sie am Berg Sinai für immer als die Seinen angenommen hatte. Obwohl er den Vertrag mit ihnen handschriftlich auf steinernen Tafeln festgehalten hatte. Sie hatten mit zitternden Knien dagestanden, als der Berg Feuer spuckte, und geschworen, sich an seinen Willen zu halten. Wie eine Braut vor dem Altar, die es kaum erwarten kann, ihrem Bräutigam das Jawort zu geben, kamen ihnen die Worte nicht schnell genug über die Lippen: „Alles, was der HERR gesagt hat, wollen wir tun und darauf hören“ (2.Mose 24,7**).

Aber sie haben gelogen. Das Volk, das in Kanaan zur Ruhe gekommen war, wurde ruhelos. Jahwe und seine Gebote fühlten sich an wie ein Mantel, der ein paar Nummern zu klein war. *Normale* Länder – begann Israel sich zu beschweren – hatten weniger anspruchsvolle Götter, sichtbare Götter, von denen man wusste, dass sie da waren und die man in eine Form schnitzen konnte, die einem passte. *Deren* Gottesdienste endeten mit einem Nachtsch, mit Vergnügungen direkt nach dem Gebet und mit brüderlich-schwesterlicher Gemeinschaft mit den netten Priestern und Priesterinnen, die sich so gut um die libidinösen und spirituellen Bedürfnisse der Anbetenden kümmerten.

Im Handumdrehen hatte das Volk die Hand in der Keksdose. Eine Sünde führte zur nächsten, und bald gab es kein Gebot mehr, das Israel nicht gebrochen hatte. Sie verbrannten ihre Kinder am Schrein des grässlichen Gottes Moloch. Sie sanken tiefer als die Degenerierten, die vor ihnen Kanaan verseucht hatten. In der Sünde wurden sie kreativ. Warum urinierten sie nicht einfach auf die Tafeln mit den Zehn Geboten?

„Und der HERR, der Gott ihrer Väter, ließ immer wieder gegen sie reden durch seine Boten; denn er hatte Mitleid mit seinem Volk und seiner Wohnung. Aber sie verspotteten die Boten Gottes und verachteten seine Worte und verhöhnten seine Propheten“ (2.Chr 36,15-16**).

Das einzige Volk, das in der Lage war, die Welt mit Wahrheit zu erleuchten, verfinsterte die Sonne mit seinem eigenen schlechten Beispiel. Wer hatte es *nun* verdient, in zwei Hälften gesägt zu werden?

Aber es war nicht nur Israel. Jede Nation auf der Erde verschmähte das wenige Licht, das sie hatte – Länder, in denen Gottes Regen die Felder für die Saat aufgeweicht und seine Sonne die Trauben hatte reifen

lassen. Gottes Güte scheiterte – sie scheiterte darin, auch nur einen Funken menschlicher Gerechtigkeit zu entfachen – es *gab* keinen Funken zu entfachen. Juden und Heiden taten Dinge, die ihren Schöpfer anwiderten und dazu brachten, zu schreiben: „Keiner ist gerecht, auch nicht einer. Keiner ist klug, keiner fragt nach Gott. Alle sind vom richtigen Weg abgewichen, keinen Einzigen kann Gott noch gebrauchen. Keiner handelt so, wie es gut wäre, nicht ein Einziger“ (Röm 3,10-12*, zitiert von Psalm 14,1-3; 53,1-3; Pred 7,20).

Gott grübelte. Sein Zorn begann zu brodeln. War das denn die Art und Weise, auf die man seine Freundlichkeit belohnte? Es musste eine Abrechnung geben. Eines nach dem anderen ließ er die Völker in den Krieg ziehen. Ein Volk nach dem anderen wurde überrannt und musste in die Verbannung – Ägypten, Moab, Phönizien, Edom und die Machtzentren des Ostens: Assyrien, Babylon, Persien. Die ganze Zeit über kickten sie Israel zwischen sich hin und her wie einen Stein auf einem Feldweg. Es nutzte nichts. Keiner von ihnen tat wirklich Buße. Jedes Volk verfluchte sein Schicksal und die Götter, die es erfunden hatte. Krieg, Verbannung, die Hölle auf Erden – und nach dem Tod die ewige Hölle – entsprachen Gottes Gerechtigkeit, aber das war auch schon alles. Diese Strafen bewirkten bei den Menschen das Gleiche wie ein Gefängnisaufenthalt für einen Kriminellen – der Hammer fällt, das Urteil wird verlesen und der Gefangene geht kostenlos in eine stacheldrahtbewehrte Hochschule des Bösen. Dort, in der feuchten Dunkelheit, gedeiht der kranke Pilz in seinem Herzen, während er mit anderen, gleichermaßen befallenen Seelen zusammen ist.

Für Gott war das nicht gut genug. Er hatte die Menschen als sein Ebenbild geschaffen, nicht als Miniaturausgaben von Luzifer. Etwas musste her, den Gestank dieser Pest zu durchdringen und diese erbärmliche Menschheit zu retten. Eine Medizin, die wirksamer war als alles bisher Dagewesene. Irgendein Verfahren. Eine lebensspendende Operation.

Der König wurde zum großen Arzt. Er nahm sein ganzes Mitgefühl und seine grenzenlose Weisheit zusammen und erfand eine entsprechende Operation. Wie konnte man die Patienten retten, ohne ihre Schuld zu verharmlosen? (Sie hatten die tödliche Krankheit *wissentlich*

untereinander verbreitet.) Wie konnte man sie heilen, ohne dass sie den Schrecken der Krankheit jemals vergaßen? Wie konnte man Barmherzigkeit mit Gerechtigkeit verbinden? Wie konnte man den Krebs aus ihren Seelen schneiden, ohne eine Narbe zu hinterlassen?

Er bereitete sich auf die Prozedur vor – nicht, indem er Handschuhe und einen Ärztekittel anzog, sondern einen sterblichen Körper. Fühlte sich der ein paar Nummern zu klein an? Gott streckte sich auf dem Operationstisch aus.

Seine Hand griff nach einer Säge.

Das allerletzte Mal, dass er sich geborgen fühlte, war der Moment, bevor er dem Mutterleib entschlüpfte. Dann lag er in einem geliehenen Futtertrog, und die Geschichte seines Schmerzes begann. „Weil nun aber alle diese Kinder Geschöpfe aus Fleisch und Blut sind, ist auch er ein Mensch von Fleisch und Blut geworden“ (Hebr 2,14*).

Verriet ihm etwas in der Muttermilch die Anspannung, als sie in der Nacht eilig vor denen flohen, die ihn ermorden wollten? Was empfand er, als er aufwuchs und erfuhr, welchen Preis die kleinen Jungen von Bethlehem für seine Existenz gezahlt hatten? Wie alt war er, als er merkte, was die Leute über seine Mutter und ihren Lebenswandel dachten? Fühlte sich der kleine Junge mit seiner Familie in Ägypten als Flüchtling?

Als die Gefahr vorüber war, wurde Nazareth seine Heimat – ein Grenzposten mit Kalkboden, der oberhalb der großen Handelsrouten des Esdraelontals¹¹ lag, jedoch nie Teil davon war. Dort passierte nicht viel. Das Dorf tauchte nie unter den Hunderten von Orten in den Aufzählungen des Alten Testaments auf. „Aus Nazaret?“, entgegnete Natanaël. „Was kann aus Nazaret Gutes kommen?“ (Joh 1,46*).

Während er in der Werkstatt seines Vaters den Hammer schwang und mit dem Querbeil arbeitete, gewöhnte er sich an die Soldaten, die immer wieder vor dem Fenster vorbeizogen. Ihre gefiederten Helme und heidnischen Insignien erinnerten ihn täglich daran, dass Fremde über sein Land herrschten. In einer anderen Zeit hätte er womög-

11 Anmerkung des Übersetzers: Auch Jesreelebene genannt.

lich selbst regiert, denn seinem Stammbaum nach war er königlicher Abstammung.

Wir lesen nie, dass er als junger Mann die Blicke der Mädchen aus der Nachbarschaft auf sich zog. Es gibt keinen Bericht davon, dass er um eine Frau warb und keinen über eine Romanze, und in der Tat sollte er auch nie heiraten. „Er hatte keine Gestalt und Hoheit. Wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte“ (Jes 53,2**). Stattdessen war er für seine einsamen Spaziergänge in den Bergen bekannt. Als er dreißig Jahre alt war, hatten diese langen Spaziergänge ihren Zweck erfüllt. Er spürte, dass es an der Zeit war, an die Öffentlichkeit zu gehen.

Ein sonderbarer Typ, der Gewänder aus Kamelhaar trug, zog an einem abgelegenen Ort am Jordan Menschenmengen an. Dieser Mann war ein flammender Redner. Er hielt Predigten über jemanden, der noch kommen würde; die Menschen sollten sich dafür bereitmachen. Der raue Prediger war Jesus noch nie begegnet – möglicherweise kannte er nicht einmal seinen Namen¹². Aber sein einziger Lebenszweck war es, die Menschen auf denjenigen vorzubereiten, der da gleich um die Ecke kommen würde.

Und Jesus kam um die Ecke. Er ging zum Jordan und reihte sich in die Schlange der einigen Hundert Menschen ein, deren Gewissen von Taten belastet war, die er nicht einmal *gedacht* hatte. Einer nach dem anderen neigte sich vor dem reinigenden Wasser des Täufers, aber als Jesus auftauchte, schrak dieser zurück. Suchend blickte er sich um. War das wirklich nötig? Die Leute könnten es missverstehen. Vielleicht. Aber Jesus sagte: „Es ist richtig so“, und beugte sich nieder (Mt 3,15).

Dann wurde er vom Geist in die Wüste geführt, wo er mehr als nur eine Art von Hunger kennenlernte. Vierzig Tage und Nächte lang wanderte er in wüsten Gegenden umher und hörte die wilden Tiere – ein Tag für jedes Jahr, in dem sein Volk die Prüfung nicht bestanden hatte, wäh-

12 In Joh 1,33 sagt Johannes der Täufer: „Ich kannte ihn bis dahin nicht; aber der, der mich gesandt und mir den Auftrag gegeben hat, mit Wasser zu taufen, hatte zu mir gesagt: ‚Der, auf den du den Geist herabkommen siehst und auf dem er bleiben wird, der ist es, der mit dem Heiligen Geist tauft.‘“ Das bedeutet zweifellos, dass Johannes bis zum Moment der Taufe Jesu nichts von der messianischen Identität Jesu wusste. Obwohl ihre Mütter „verwandt“ waren (das Wort in Lukas 1,36 ist weit gefasst) und sich besucht hatten, als die beiden Jungen noch im Mutterleib waren, lebten Johannes und Jesus in unterschiedlichen Teilen des Landes. Vor der Taufe Jesu ist kein weiterer Kontakt dokumentiert.

rend es voller Sünde durch eine andere Wüste stolperte. Hier gab es kein Manna. Aber dann waren da plötzlich Berge von Broten, frisch aus dem Ofen und mit Butter bestrichen – einfach auf seinen Befehl. Und eine Präsenz flüsterte ihm zu: „Kannst du es in Gedanken schon riechen? Was ist denn das für ein Geräusch? Ah, das muss das Knurren deines Magens sein. Du bist blass, deine Knie müssen schon sehr schwach sein.“ (Diese Präsenz war ganz Charme, lächelte und drängte.) Aber nein, das Brot des Lebens darf nicht nachgeben, nicht auf diese Weise. Nun, wie wäre es dann mit einem Flug oben auf den Tempel? Ah, endlich wieder mal Menschen sehen, dort unten. Wie sie wohl staunen würden, wenn er hinunterspränge, um dann von ihm anbetenden Seraphim aufgefangen zu werden – womit seine Identität zweifelsfrei bewiesen wäre. Kamen ihm die Aufmerksamkeit und die Wertschätzung in den Sinn, die ihm in der alten Welt vor so langer Zeit entgegengebracht wurde? – Nein, dafür war jetzt nicht der richtige Zeitpunkt. Nun gut. Aber er könnte ja diese wilde Reise rund um den Planeten genießen und seine Reiche auch einmal aus der Perspektive der Südalpen oder des Himalayas betrachten. Oh, die Pracht Indiens, die Höfe Chinas, die Intrigen in Persien – Skythien, Gallien, die fernen Küsten Britanniens. Millionen möglicher Untertanen. Ein Kniefall würde genügen, eine kleine, aber respektvolle Verbeugung, nicht der Rede wert.

Aber er sah weg. Nein, nein ... das durfte er nicht. Das konnte er nicht.

Er tat es nicht.

Also verschwand der Verführer. Er würde zu einem geeigneten Zeitpunkt wieder vorbeischaun. Und er hatte bereits die perfekte Gelegenheit im Sinn.

So begann die Rettungsaktion, die völlig auf den Kopf gestellte und am wenigsten erwartete Aktion, die je ein König gestartet hat. Ganz anders als Xerxes. Seit es Herrscher gibt, werden die Bürgerinnen und Bürger gebeten, für König und Land Opfer zu bringen – ihr Land, ihr Geld, ihre Kinder. Aber dieser König verließ die Herrlichkeit seines Palastes, verließ den gemütlichen Kamin und den gedeckten Tisch, verzichtete auf seinen Luxus und seine Ländereien und machte sich auf, um für seine Bürger zu sterben.

Anfangs fanden ihn die Menschen wunderbar, so wie die Leute in Neuengland den ersten Schnee im Winter toll finden, bevor er ihnen schließlich lästig wird und zu lange liegenbleibt. Sie strömten so begeistert herbei, dass es für ihn bald mühsam wurde, sich auch nur fortzubewegen. „Seht zu, dass es niemand erfahre!“, forderte er zwei Männer auf, die bis vor wenigen Minuten noch blind gewesen waren. „Aber sie gingen hinaus und verbreiteten die Kunde von ihm in diesem ganzen Lande“ (Mt 9,30-31**). „Hüte dich, mit jemand darüber zu sprechen“, befahl er einem Aussätzigen mit brandneuer Babyhaut. „Doch er fing sofort an, überall zu erzählen, wie er geheilt worden war. Bald war die Sache so bekannt, dass Jesus in keine Stadt mehr gehen konnte, ohne Aufsehen zu erregen. Er hielt sich daher außerhalb der Ortschaften in unbewohnten Gegenden auf, aber auch dort kamen die Leute von überallher zu ihm“ (Mk 1,44-45*).

Sie strömten aus dem galiläischen Hochland und aus allen Winkeln Judäas herbei, um die kostenlose medizinische Versorgung zu genießen, seine spektakulären Mahlzeiten zu essen und ihm dabei zuzusehen, wie er die Pharisäer lächerlich machte. Die Menschen sagten zueinander: „Dieser Typ bringt die Frömmel ja richtig aus dem Konzept!“ Jeden Tag schien ein anderer jämmerlicher Handlanger der Tempelelite in der Menge zu stehen und ihm Fragen zuzuwerfen in der Hoffnung, ihm damit ein Bein zu stellen. Aber jedes Mal standen sie nur dumm da. Manchmal kamen auch die religiösen Führer selbst zu ihm, mit unterkühlter Höflichkeit und bewaffnet mit Zitaten und Querverweisen. Aber auch sie blamierten sich bis auf die Knochen und wurden so rot, wie es niemand je zuvor gesehen hatte.

In der Villa des Hohepriesters kamen sie zu einer geheimen Besprechung zusammen. Was sollten sie mit diesem Problem aus Galiläa machen? Immer wieder kamen sie auf einen äußerst extremen Vorschlag zurück. Die Öffentlichkeit wäre darüber entsetzt gewesen; Jesus aber kannte ihn und dieses Wissen begleitete ihn überall.

Das erste erwachsene Opfer der Rettungsaktion starb in einem der Kerker von König Herodes. Niemand hatte das erwartet, nicht einmal die Elite, nicht einmal Herodes. Doch bei einer gehobenen Abendveranstaltung im Palast trat die Stieftochter des Herodes auf die Tanzfläche

und nahm den Rhythmus der Musik auf. Das Mädchen wiegte sich zur Musik, und der König konnte die Augen nicht von ihr lassen. Er prahlte vor seinen Gästen mit ihr – mit Worten, wie es ein Mann tut, der gerade nicht von seinem Kopf gesteuert wird. „Gibt es denn irgendetwas, was ich für *dich* tun kann?“ Sie sah ihn fragend an. „Wirklich“, sagte er, „was auch immer du willst.“ Ein fast wilder Blick glitt über ihr Gesicht. Das war die Gelegenheit, bei ihrer Mutter zu punkten, ihrer Mutter, die einen bestimmten Prediger hasste. „Ja“, sagte das Mädchen und strich das Haar zurück. „Da gibt es etwas.“ Noch bevor der Abend zu Ende war, wurde ihr der Kopf des Täufers auf einem Tablett präsentiert. Der Wegbereiter war nicht mehr; nun fiel die ganze Last der öffentlichen Aufmerksamkeit auf seinen Meister.

Währenddessen predigte Jesus: „Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe.“

„Tut Buße“ hatte einen seltsamen Klang. Es erinnerte an Amos und Jesaja und andere Nationalhelden aus längst vergangenen Zeiten. Viele Zuhörer dachten: „Ich kenne einige Leute, die sich das zu Herzen nehmen sollten.“ Aber manchmal deutete der Prediger an, dass auch sie – gute, steuerzahlende, Thora-lesende Bürger – Buße tun müssten. Damit verfehlte seine Weisheit ihr Ziel und verletzte unschuldige Zuhörer.

Zuerst verlor sein Heimatdorf das Vertrauen in ihn. Manchmal wissen die Leute am besten über den Charakter eines Menschen Bescheid, die ihn bereits von klein auf kennen, noch bevor er berühmt wurde und ihm die Dinge zu Kopf stiegen. Viele, die ihn hörten, waren erstaunt. Sie fragten: „Woher hat der Mann das alles? Was ist das für eine Weisheit, die ihm da gegeben ist, und wie kommt es, dass solche Wunder durch ihn geschehen? Ist er denn nicht der Zimmermann, der Sohn der Maria und der Bruder von Jakobus, Joses, Judas und Simon? Leben nicht auch seine Schwestern hier unter uns?“ So kam es, dass Jesus bei ihnen auf Ablehnung stieß“ (Mk 6,2-3*).

Auch seine eigenen Brüder runzelten die Stirn. Als er einmal den Raum betrat, wurden sie auf einmal ganz ernst, unterdrückten ihr Grinsen, zwinkerten einander zu und drängten ihn, „mit seiner wichtigen Botschaft mehr an die Öffentlichkeit zu gehen“. Diese Skepsis führte dazu, dass Jesus in seiner alten Gegend weniger Menschen heilte als

anderswo – was die Zweifel der Nachbarn natürlich wiederum bestätigte – und so begannen Gerüchte die Runde zu machen. Zweifellos wäre auch ohne diese Haltung in Nazareth die Meinung der Bevölkerung gespalten gewesen. „Überall konnte man die Leute über ihn reden hören. ‚Er ist ein guter Mensch‘, sagten die einen. ‚Nein‘, entgegneten andere, ‚er ist ein Volksverführer“ (Joh 7,12*).

Seine Güte machte den Menschen tatsächlich Angst. Ein Dorf bat ihn, weiterzuziehen, nachdem er den berüchtigtsten Psychopathen des Ortes geheilt hatte. Einige, denen er sehr geholfen hatte, kehrten nicht einmal zurück, um ihm zu danken. Die Leute begannen, unverhohlen zu fragen, warum Jesus Partys besuchte, während der Täufer sich mit wildem Honig und gebratenen Heuschrecken begnügt hatte. Seine reichen und gut vernetzten Bewunderer befanden sich in einer Zwickmühle: Sie liebten ihn, aber jeder, der ihm folgte, musste damit rechnen, aus der Synagoge geworfen zu werden – und „[e]s war ihnen wichtiger, ihr Ansehen bei den Menschen nicht zu verlieren, als bei Gott Anerkennung zu finden“ (Joh 12,42-43*). Einige hässliche Vorfälle verstärkten ihre Ängste – nämlich dann, wenn seine Predigten die Zuhörer so aufbrachten, dass sie nach großen Steinen griffen. Aber Jesus wich nicht zurück. Er tat die Dinge auf seine Weise.

Da er aufgrund seiner Aufgabe ständig unterwegs war und verschlungene Pfade zwischen den Städten zurücklegen musste, und weil er Autogrammjägern aus dem Weg gehen wollte, schlief er oft an merkwürdigen Orten – mal auf einem Boot, mal in einem Olivenhain. Während er reiste – predigte, diskutierte, heilte und zuhörte –, hing das gesamte Universum stündlich von seiner Göttlichkeit ab. Der nordamerikanische Braunbär wartete auf das Zeichen seines Schöpfers, seinen Winterschlaf zu beginnen. Die Küstenseeschwalbe wartete auf das Signal, ihre Brutgebiete am nördlichen Polarkreis zu verlassen, um in der Antarktis zu überwintern. Eine weibliche Wasserspinne hörte auf sein Echo in ihrem Gehirn, das ihr sagte, wie sie Luftblasen einfangen und ihre Eier in Seide am Grund des Teiches unterbringen konnte. Aber der Lehrer selbst, Gott, der jetzt Mensch geworden war, hatte oft keinen Unterschlupf. „Die Füchse haben ihren Bau und die Vögel ihre Nester; aber der Menschensohn hat keinen Ort, wo er sich ausruhen kann“ (Mt 8,20*).

Keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann? Der jüdische Hohe Rat hatte sich eine Meinung darüber gebildet, wo das Haupt dieses Mannes am besten hingelegt werden sollte. Für sie war es nicht mehr eine Frage des „Ob“, sondern des „Wann“. Niemand konnte leugnen, dass dieser Mann Wunder vollbrachte. Aber seine Macht kam eindeutig von der dunklen Seite. Wie könnte jemand mit einem tiefgreifenden Gespür für Mose denn sonst einem Bettler raten, am Sabbat mit seiner Matte herumzulaufen? Was würde jemanden sonst dazu bewegen, vom selben Teller zu essen wie die Unerwünschten? Wenn er wirklich so etwas wie ein Prophet wäre, dann wüsste er, was für Ungeziefer ständig an ihm hing. Für wen hielt er sich eigentlich? Ach ja, sein „Vater“ hatte ihn geschickt. Er würde den Heiligen nicht erkennen, wenn er vor ihm stünde. Warum sollten sie zulassen, dass dieses verrückte Genie die Bevölkerung verunsicherte? Warum sollten sie ihre prekären Beziehungen zum römischen Statthalter gefährden? Wenn sie nicht aufpassten, würden sie es wegen dieses selbsternannten Weltverbessers noch mit römischen Speerspitzen zu tun bekommen.

Andererseits war die Anwesenheit der Römer nicht unbedingt eine schlechte Sache. Zwar hatten die Heiden das letzte Wort, was die Todesstrafe anging, aber wenn man die Behörden irgendwie überzeugen konnte, zu handeln, dann könnten die letzten Stunden dieses Unruhestifters in den Händen der römischen Justiz erfreulich unangenehm werden. Genauso schlimm wie eine gute Steinigung, und dabei noch länger.

Wie ließe sich das wohl am besten umsetzen?

Beim Flackern der Öllampen sah er vom Essen auf und betrachtete die Gesichter am Tisch. Zwölf vertraute Gesichter. Sie waren seine Freunde – alle bis auf einen. Die Wegstrecke, die sie zusammen zurückgelegt hatten! Doch wie könnten sie heute Abend seine Gedanken ergründen? Kann ein Kind seinen Vater jemals wirklich verstehen? Salomo hatte Recht: „Das Herz kennt seine eigene Bitterkeit.“ Das waren die Menschen, wegen denen er gekommen war – Bewohner dieses traurigen

Planeten, die nie gekostet hatten, was ihn an jenem anderen Ort erfreut hatte – die so langsam lernten – in den dringlichsten Angelegenheiten so schwerfällig waren – und sich immer darum stritten, wer in der kommenden Welt, einer Welt, die sie unmöglich begreifen konnten, die höchsten Ehren verdiente. Aber er liebte sie.

Ganz bewusst brach er den Laib Brot und beobachtete gelassen, wie die Krümel herunterfielen. Er trank den Wein, während der wahre Wein in seinen Adern kalt zu werden begann. Gott in einem menschlichen Körper aß und trank mit seinen Freunden. Er spürte schon die ihm aus der Wüste bekannte Präsenz – die Zeit war nah. Judas stand auf, um zu gehen; ihre Blicke trafen sich. Mach es schnell. Die Präsenz, die draußen in der Dunkelheit auf ihn gewartet hatte, stahl sich nun unsichtbar in Judas' Innerstes hinein. In den nächsten Stunden würde das Böseste, was das Universum zu bieten hatte, persönlich durch den Körper eines Jüngers Jesu wirken.

Der Meister sprach ein letztes Mal leise zu ihnen, sie sangen einen Psalm, und dann war es Zeit zu gehen. Sie schlüpfen hinaus in die Dunkelheit. Durch ein Stadttor, die steile Schlucht hinunter, hinauf auf den Hügel mit den Olivenbäumen. Elf Lämmer und ein Hirte in der Nacht. Was würde aus diesen Freunden werden, seiner einzigen irdischen Stütze in dieser Stunde? Satan hatte das zwölfte, das abwesende Lamm, bereits an der Kehle – bald würde es an einem Baum hängen, keuchend und bleich, aber viel Schlimmeres würde auf Judas nach seinem letzten Atemzug warten. Einer der Elf würde bald erschrocken in die Dunkelheit laufen, splitternackt in seiner Eile, davonzukommen, würde sich die Schienbeine aufschürfen und seine Seele blutig machen. Alle würden abhauen, sich vor Angst fast in die Hosen machen und sich in Ecken verkriechen. Der laute, freundliche Fischer – schon jetzt unmerklich überlistet – stand diese Nacht vor einer besonders schweren Prüfung. Ahnungslos hatte dieser sich gerade noch mit den edlen Taten gebrüstet, die er sicher vollbringen würde. Aber noch bevor der Morgen graute, würde er einem Mann ein Ohr abhauen und noch viel Schlimmeres tun – er würde am offenen Feuer Dinge zu einer Magd sagen, die er nicht zurücknehmen konnte, er würde beim Schrei eines Hahns zittern und unter Tränen überlegen, ob er sich wie Judas einen Baum suchen soll-

te. Die Prophezeiung stand kurz vor der Erfüllung: „Schlage den Hirten, und die Schafe werden zerstreut“ (Sach 13,7).

Sie erreichten die Olivenpresse. Würde es seinen drei engsten Freunden etwas ausmachen, noch ein Stückchen mitzukommen und einen Steinwurf von ihm entfernt mit ihm zu beten? Drei der Evangelien-schreiber würden später von der Vorahnung Jesu berichten – von seiner Warnung an die Jünger, dass sie um innere Stärke gegen den Versucher beten sollten – Gebete um *ihretwillen*. Aber Matthäus merkte sich damals einen besonderen Satz, den er später einmal aufzeichnen würde, der den anderen nicht auffiel. „Meine Seele ist zu Tode betrübt“, hatte der Hirte gesagt. „Wartet hier und bleibt wach mit mir“ (Mt 26,38)¹³.

Bleibt wach „mit mir“.

Zum ersten Mal in seinem Leben verlangte der Hirte etwas von ihnen. *In dieser Nacht wollte er menschlichen Trost*. Doch einer gähnte und brachte den Stein ins Rollen, und im Nu waren die Gebete aller in Schlummer versunken.

Jetzt ließ sich der Sohn Gottes in einem Olivenhain auf den Boden fallen und war bis in seine Seele erschüttert bei der Vorahnung dessen, was ihm bevorstand. Elf Männer, die später die Weltgeschichte verändern sollten – einige von ihnen waren es gewohnt, die ganze Nacht auf ihren Fischerbooten zu arbeiten –, schafften es nicht, diesen kurzen Moment lang wach zu bleiben. Doch zwanzig Meter entfernt wurde um ihr ewiges Schicksal gerungen. Außer dem Beben der Schultern, die das Gewicht der Welt trugen, war an dem finsternen Ort, an dem der Sohn Gottes seufzte, nichts zu sehen. Doch die Tribüne des Himmels füllte sich in dieser Nacht bis auf den letzten Platz – und die Hölle reckte den Hals, um zu sehen, wie das Spektakel auf diesem einsamen Acker enden würde. Der Vater blickte hinunter und nickte nüchtern. Der Sohn starnte zurück und verneigte sich ergeben vor ihm. Einige Männer mit Fackeln schlängelten sich von der Stadt hinunter durch die Dunkelheit in Richtung Garten. Der leibhaftige Gott sah ihnen durch tränenverschleierte Augen entgegen, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Es ist Zeit, aufzustehen“, sagte er leise zu den Elf.

¹³ Das wörtliche „wach bleiben“ scheint besser zum Text zu passen als „geistlich wachen“, auch wenn Letzteres in Vers 41 die natürlichere Übersetzung ist. William Hendriksen, R. V. G. Tasker und viele andere vertreten diese Ansicht.

Die Fackeln waren da. Die Schafe flohen. Der Hirte blieb stehen. Der Hurrikan traf auf Land.

Wer kann den Wirbelwind der folgenden Stunden beschreiben? War es möglich, dass so viele Lügen in einem einzigen Prozess erzählt wurden? Passte so viel Sünde in einen einzigen Gerichtssaal? Die Ertrinkenden, zu deren Rettung er gekommen war, schrien, dass er aus dem Rettungsboot geworfen werden sollte. Gott hatte behauptet, Gott zu sein – was könnte schlimmer sein! Gott hatte sein Versprechen gehalten, ihnen einen Messias zu schicken? Wie lächerlich! In den frühen Morgenstunden dieses Tages wirkten Sodom und Gomorra neben Jerusalem direkt unschuldig. Später, als es hell war, wusch Pilatus vor einer dichtgedrängten Menge, die Wahnsinniges von sich gab, Jahrhunderte römischer Justiz in einer Wasserschale hinweg.

Der Erlöser wurde nun Menschen vorgeworfen, die ganz anders waren als die Elf. Das Gesicht, das Mose so gerne gesehen hätte – und das er nicht hatte sehen dürfen –, wurde blutig geschlagen (2. Mose 33,19-20). Die Dornen, die Gott geschickt hatte, um die Rebellion auf der Erde zu verdammen, schlangen sich nun um seine eigene Stirn. An Rücken, Gesäß und Beinen bekam er die Peitsche zu spüren – bald sahen sie aus wie die gepflügten Felder Judäas außerhalb der Stadt. „Bindet ihm die Augenbinde um!“, ruft jemand. „Gut so – jetzt dreht ihn herum – im Kreis! Na, wer hat dich geschlagen? Ha, ha.“ Als sie aufhören, ihn zu bespucken, klebt mehr Speichel an ihm als in ihm war. Er ist nicht mehr wiederzuerkennen. „Nimm ihn vom Pfosten herunter! Schick ihn mit dem Querbalken auf den Spielplatz.“ Rauf mit ihm auf den Schädelhügel, damit auch die anderen schlecht bezahlten Legionäre ihren Spaß haben.

„Auf den Rücken mit dir!“ Einer hebt einen Hammer, um den Nagel hineinzuschlagen. Aber das Herz des Soldaten muss weiterschlagen, während er das Handgelenk des Gefangenen festhält. Jemand muss das Leben des Soldaten Minute für Minute aufrechterhalten, denn kein Mensch hat diese Kraft aus sich allein. Wer versorgt seine Lunge mit Atem? Wer versorgt seine Zellen mit Energie? Wer hält seine Moleküle zusammen? *Nur durch den Sohn* halten „alle Dinge zusammen“ (Kol 1,17). Das Opfer will, dass der Soldat weiterlebt – es gewährt dem Krieger das

Weiterleben. Der Soldat schwingt den Hammer.

Während der Mann den Hammer schwingt, erinnert sich der Sohn daran, wie er und der Vater den Mittelnerv des menschlichen Unterarms entworfen haben – und welche Empfindungen er wahrnehmen sollte. Der Aufbau erweist sich als tadellos – der Nerv funktioniert hervorragend. „Hoch mit dir!“ Sie heben das Kreuz hoch. Gott ist in Unterwäsche zu sehen und kann kaum noch atmen.

Aber diese Schmerzen sind nur die Vorboten für ein anderes, wachsendes Grauen. Ein unbekanntes Gefühl breitet sich in ihm aus. Irgendwann an diesem Tag hat ein unheimlicher, fauliger Geruch angefangen zu wehen, nicht um seine Nase, sondern um sein Herz. Er *fühlt* sich schmutzig. Die menschliche Schlechtigkeit beginnt auf sein makelloses Wesen zu kriechen – der lebendige Kot unserer Seelen. Der Augapfel seines Vaters wird vor Fäulnis braun.

Sein Vater! So muss er seinem Vater gegenüberreten!

Vom Himmel aus erhebt sich der Vater nun wie ein aufgescheuchter Löwe, schüttelt die Mähne und brüllt den verschrumpelten Überrest eines am Kreuz hängenden Menschen an. Noch *nie* hat der Sohn gesehen, dass der Vater ihn mit einem solchen Blick angesehen hat, noch nie hat er auch nur einen Hauch seines heißen Atems gespürt. Aber das Gebrüll erschüttert die unsichtbare Welt und verdunkelt den sichtbaren Himmel. Der Sohn erkennt diese Augen nicht.

„Menschensohn! Warum hast du dich so verhalten? Du hast betrogen, gelüstet, gestohlen, gelästert, gemordet, geneidet, gehasst und gelogen. Du hast geflucht, geraubt, zu viel Geld ausgegeben, zu viel gegessen, herumgehurt, bist ungehorsam gewesen, warst korrupt und hast Gott gelästert. Oh, die Pflichten, vor denen du dich gedrückt hast, die Kinder, die du im Stich gelassen hast! Wer hat jemals die Armen so ignoriert, den Feigling gespielt, meinen Namen so herabgewürdigt? Hast du *jemals* deine scharfe Zunge im Zaum gehalten? Was für ein selbstgerechter, bedauernswerter Säufer bist *du*, der kleine Jungen belästigt, tödliche Drogen vertickt, in Banden herumzieht und seine Eltern verhöhnt. Wer hat dir die Dreistigkeit gegeben, Wahlen zu manipulieren, Revolutionen anzuzetteln, Tiere zu quälen und Dämonen anzubeten? Die Liste nimmt kein Ende! Du hast Familien gespalten, Jungfrauen ver-

gewaltigt, dich selbstgefällig aufgeführt, den Zuhälter gespielt, Politiker gekauft, Menschen erpresst, Pornos gedreht und Bestechungsgelder angenommen. Du hast Häuser niedergebrannt, Terrorismethoden perfektioniert, falsche Religionen gegründet, mit Sklaven gehandelt – und das alles auch noch genossen und damit geprahlt. Ich *hasse*, ja ich *verabscheue* diese Dinge an dir! Die Abscheu vor allem, was du tust, verzehrt mich! Kannst du meinen Zorn nicht spüren?“

Der Vater sieht zu, wie der Schatz seines Herzens, das Spiegelbild seiner selbst, in roher, flüssiger Sünde ertrinkt. Jahwes aufgetauter Zorn gegen die Menschheit aus allen Jahrhunderten entlädt sich in einer einzigen Richtung.

„Vater! Vater! Warum hast du mich verlassen?!“

Aber der Himmel hält sich die Ohren zu. Der Sohn starrt hinauf zu dem, der sich ihm nicht zuwenden kann und will, um zu antworten. Zwei ewige Herzen zerreißen – ihre innige Freundschaft wird bis in die Tiefe erschüttert.

Die Dreieinigkeit hatte es geplant. Der Sohn ertrug es. Der Geist befähigte ihn. Der Vater verwarf den Sohn, den er liebte. Jesus, der Gott-Mensch aus Nazareth, starb. Der Vater nahm sein Opfer für die Sünde an und war zufrieden. Die Rettung war vollbracht.

Gott setzte seine Säge ab.

Das ist *der*, der uns bittet, ihm zu vertrauen, wenn er uns Leid zumutet.